

## Die Gretchenfrage

**In den Bergen unterwegs zu sein, ist gut für mich. Nicht in den Bergen unterwegs zu sein, ist gut für andere und die Natur ganz allgemein. Was also soll ich tun? Wie soll ich mich verhalten – meinen Mitmenschen und der Berg-Natur-Kultur-Landschaft gegenüber?**

**Tom Dauer sucht Antworten. #inunsrernatur 17**

Was Fitnessstudios angeht, ist die Sache einigermaßen klar: Man sucht sie auf, um dem eigenen Leib etwas Gutes zu tun. Natürlich ist der umgekehrte Fall nicht ausgeschlossen: dass es auch Menschen gibt, die Muskeln und Herz-Kreislauf-System nur deshalb trainieren, weil sie die schweißtriefende Atmosphäre einer Kraftkammer genießen wollen. Mir erscheint das zwar unwahrscheinlich, aber die Menschheitsgeschichte lehrt uns, dass jeder noch so ungewöhnliche Fetisch seine Jünger hat.

Wie aber verhält es sich mit den Bergen und mit dem, was man an und auf ihnen alles tut: Ist man also in den Bergen, um dort bergzusteigen, oder bergsteigt man, um in den Bergen zu sein?

Mir ist schon klar, dass jede vernünftige Antwort auf diese Frage in einem Sowohl-als-auch münden müsste, das je nach Interessenlage und Leistungsbereitschaft, wahrscheinlich auch abhängig vom Alter, mal das Sowohl, mal das Als-auch stärker gewichtet. Trotzdem ist es nicht verkehrt, diese



**„Nun sag, wie hast du's mit der Religion?“, fragt Gretchen Faust. Lithographie von Joseph Fay mit Gretchen, Faust und Mephisto im Kerker.**



Frage einmal ganz wörtlich zu nehmen – weil sie nur scheinbar simpel ist, weil sie vermeintliche Gewissheiten ins Wanken bringen kann und weil es mir so vorkommt, als sei sie überhaupt die Gretchenfrage: Nun also sag, wie hast du's mit der Bergsteigerei?

Spontan aus der Hüfte geschossen würde ich antworten, dass jegliches Tun in den Bergen einen gewissen Selbstzweck hat, sich aber dennoch fundamental von anderen körperlichen Tätigkeiten unterscheidet, ja mit Sport an sich gar überhaupt nichts zu tun hat. Ich stünde damit in einer Tradition, die bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreicht und die das Bergsteigen nach wie vor als eine Betätigung ansieht, die uns zwar körperlich herausfordert, uns darüber hinaus aber auch moralisch zu besseren Menschen macht, weil sie losgelöst von jedem Wettbewerb, jedem Konkurrenzdenken und jedem Preisversprechen an unsere ureigenen Werte und Instinkte appelliert.

Soweit das Engelchen auf meiner linken Schulter. Das Teufelchen rechts dagegen grinst sich eins und flüstert mir mit Unschuldsmiene ins Ohr, ich solle mal den romantisierenden Schleier meiner Weltwahrnehmung lüften. Dann müsste ich registrieren, dass das Wetteifern um Gipfel und Gipfelanstiege spätestens 1865 am Matterhorn begann, sich 1961 am Frêne-Pfeiler fortsetzte und 2021 am Nordostpfeiler des Tengkapoche (6487 m) vermutlich nicht aufhörte. Ich würde mich auch daran erinnern, dass Stefan Glowacz und Thomas Huber im Streit um die Bewertung ihrer Routen „Des Kaisers neue Kleider“ und „End of Silence“ anno 2001 fast handgreiflich wurden – ich war Augenzeuge. Schwierigkeitsgrade provozieren eben den Vergleich, und Superlative wie

„die schwierigste Route“, „der gefährlichste Anstieg“, „die schnellste Begehung“ lassen sich am einfachsten monetarisieren. Da hilft es auch nicht viel, dass die Organisatoren des Piolet d'Or oder des Paul-Preuss-Preises nicht müde werden zu betonen, es gehe ihnen nicht um eine Rangordnung – geehrt und ausgezeichnet werden letzten Endes doch jene Alpinistinnen und Alpinisten, die eine in den Augen der Jury besondere Leistung vollbracht haben. Das Besondere aber entsteht erst, wenn man es vom Normalen unterscheidet.

Wettbewerb also allenthalben, und selbst dort, wo er sich nicht direkt offenbart. Denn letzten Endes buhlen auch Intimitäten, Schwächen, Fehler, Versagensängste und gute Vorsätze, die öffentlichkeitswirksam in Posts und Reels gekleidet werden, um Aufmerksamkeit. Diese aber ist, wie wir alle wissen, die Währung der Gegenwart, heiß begehrt, hart umstritten und immer schwieriger zu generieren. Was mich zurückbringt zur Gretchenfrage und zu einem Eingeständnis, das mir selbst nicht sonderlich gefällt: In meinem bisherigen Bergsteigerleben war die Triebfeder das Bergsteigen, und damit auch der Wettbewerb, und die Berge boten dafür lediglich die Bühne.

Ein solches Bergsteigen nährt eine Meritokratie, in der diejenigen am meisten zählen, die das Schwierigste, Gefährlichste und Wildeste gemacht haben. Einem solchen Bergsteigen ist der Berg als Naturraum aber mehr oder weniger egal. Der Gegenentwurf dazu wäre ein Bergsteigen, das frei ist von äußeren und inneren Zwängen. Und das nicht mehr und nicht weniger als das Mittel ist, um in den Bergen zu sein. Eine Umkehrung der Perspektive wäre das, und dies allein könnte jede Menge bewirken. ■